

„Komm, Gottes Geist, der Leben ist!“

Predigt in der Ersten Vesper zum Pfingstfest

anlässlich des 70. Geburtstags von Bischof Dr. Konrad Zdarsa und

des 85. Geburtstags von Bischof em. Dr. Viktor Josef Dammertz OSB

Samstag, 7. Juni 2014, 17 Uhr – Augsburg, Basilika St. Ulrich und Afra

Schriftlesung: Gen 11,1-9

Sehr geehrter Herr Kardinal, sehr geehrte Herren Bischöfe,
liebe Mitbrüder im geistlichen Amt,
verehrte liebe Gäste, Schwestern und Brüder,
lieber Bischof Viktor Josef, verehrter lieber Bischof Konrad!

Pfingsten, „das liebliche Fest“¹. Es lockt, an diesem Sommerabend, in der lichtdurchfluteten Basilika mit ihrer erhebenden Architektur und Bilderwelt, aus Anlass des Geburtstags zweier Bischöfe und angesichts von Hunderten Gästen den stimmungsvoll-leichten Ton anzuschlagen. „Festlich heiter glänzt der Himmel und farbig die Erde“, möchte man bei Goethe einstimmen. Ein Schrifttext, der vom belebend-ansteckenden Geist Gottes kündigt, wäre die Krönung; das i-Tüpfelchen für ein erhebendes Lebensfest!

Allein, uns steckt auch anderes in den Knochen. Seit alters näherten sich die Gläubigen dem Geheimnis von Pfingsten mit großem Ernst. In Vigil-Gottesdiensten kamen nicht nur die „Highlights“, sondern auch, ja gerade die „toten Punkte“ der Menschen- und Glaubensgeschichte in den Blick; die Sehnsucht nach Gottes lebenbringendem Geist sollten sie nähren. Den Auftakt machte die Geschichte vom Turmbau zu Babel.

Muss das sein, diese Urgeschichte, in der uns Gott nicht lebensfreudig-aufbauend, sondern ziemlich verwirrend entgegentritt? Zu einem Fest? Zu Geburtstagen, an denen den Jubilaren im Blick auf Welt und Kirche und wohl auch auf die eigenen Lebenskräfte längst bewusst ist, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen? Muss das sein? Ich habe Bischof Konrad nicht gefragt bei der Wahl dieser Lesung. Aber er hätte mich wohl nicht abgehalten. Ich habe ihn in diesen knapp vier Jahren als Bischof von Augsburg als einen Verkünder des Wortes Gottes kennen gelernt, der gerade der Sperrigkeit der Botschaft nicht ausweicht, sondern sich ihr stellt und uns mit hinein nimmt in ihre Herausforderung und ihren Anspruch; die Botschaft nicht glättet, um sie Geschmack und Zeitgeist anzupassen.

„Auf, formen wir Ziegel ...; auf, bauen wir uns eine Stadt und einen Turm mit einer Spitze bis zum Himmel.“ Aktuell ist diese Geschichte – oder sage ich besser: erschreckend zeitlos? Da hast Du, Bischof Konrad, seit Deiner Geburt im Osten unseres Landes eine Welt erlebt, die sich ohne Gott ihren Namen zu machen suchte. Die in Kolossalarchitektur und rie-

sigen Aufmarschplätzen ihre Größe demonstrierte und jeden einschüchterte, der aussprach, wie hinter den Fassaden der Putz bröckelte. Da wart und seid Ihr beide, Bischof Konrad und Bischof Viktor Josef, mit Eurem Hirtendienst vor und nach der Jahrtausendwende in Verantwortung genommen in einer Welt, deren medizinisch-technischer und teils auch wirtschaftlicher Fortschritt grenzenlos erscheint und als vielversprechende, „heil-bringende“ Fortschrittskultur gepriesen wird. Welch eine Herausforderung, in diesem Sog Anwalt für Würde und Wert des menschlichen Lebens zu sein, gerade für diejenigen, die da als „Störfall“ und „Kostenfaktor“ gesehen und zur Seite geschoben werden? Welch eine Herausforderung, solche Machtspiele zu durchschauen, in all dem für Menschlichkeit und Solidarität – Nächstenliebe – hinzustehen und dabei dem Volk Gottes von Augsburg als guter Hirte voranzugehen! Ohne als Spielverderber oder platter „Neinsager“ aufzutreten? Vielleicht seufzt man da als Bischof ganz im Sinn der Turmbaugeschichte mit den Worten einer Hilde Domin:

Wer es könnte
Wer es könnte
die Welt
hochwerfen
daß der Wind
hindurchfährt.²

„Auf, bauen wir eine Stadt und einen Turm mit einer Spitze bis zum Himmel“. Die Versuchung gibt es auch in unserer Kirche. Gewiss, die großen Bauphasen der letzten Jahrzehnte sind vorbei. Kaum mehr eine neue Kirche einzuweihen; schon gar nicht große Ensembles mit Pfarrzentrum, Kindergarten, Pfarrhaus, Sozialstation. Baulich sind Erhalt, ja Reduzierung angesagt. „Rückbau“ nennen wir das dann. Aber sind da nicht doch die Zementierungen von „Das war schon immer so“ oder „Wir haben es immer so gemacht“ – nicht nur in Pfarreien? Aufgaben von Priestern wie Laien, die über lange Zeit gewachsen, bewährt und stimmig waren; Wunschbilder von einer Volkskirche, die ungefragt Anerkennung und Anhängerschaft findet und gehört wird. Anspruchsvoll, in dieser Stunde der Kirche den geistlichen Hirtendienst zu tun; pastorale Raumplanung zu verantworten, die einen Rahmen bietet, aber die besorgt-bange Frage vieler Gläubigen und auch Priester und pastoraler Mitarbeiter nicht abschließend beantworten kann und darf, was denn für die nächsten Jahrzehnte wirklich sicher sei!

Die Lesung vom Turmbau in Babel schickt uns alle neu auf den Weg. Sie wehrt selbstbezogener Starrheit im Leben und Glauben, die sich auch hinter unermüdlichem Schaffen verbergen kann. Sie drängt, sehnsuchtsvoll oder auch vorsichtig tastend dem Geist Gottes neu zu trauen. Sie ermutigt zum Aufbruch zusammen mit dem Hirten Konrad unter uns, der

die lange Erfahrung von Kirche in der Minderheit in sich trägt, von Christsein, das belächelt und benachteiligt wurde, von staatlichen und gesellschaftlichen Kräften im Osten, manchmal auch von selbstgewissen Christen des Westens; und wir sind auf dem Weg mit unserem früheren Hirten Viktor Josef, der sich verpflichtet hat, ein Leben lang nicht einer „Elite-Truppe“ anzugehören, sondern, wie der heilige Benedikt den Seinen in die Regel schrieb, in einer Schule des Glaubens zu sein (RB Prol. 45), die stets neu mit dem Hören beginnt (RB Prol. 1).

Hören wir hinein in die Lesungsworte, aufnahmebereit für den Geist, der darin atmet:

Da ist diese Geste, die wir in der Verwirrung leicht übersehen: Gott bleibt zugewandt. Was die Turmbaugeschichte mit Ironie erzählt – wie tief nämlich Gott hinab steigt, um auf die Großtat der Menschen zu treffen –, bleibt berührende Realität: Gottes Zu-neigung gilt. Damals und heute! So schlicht unsere Arbeits-, Lebens- und Glaubensbilanzen ausfallen mögen, so verkrampft unser Mühen, gerade in unübersichtlichen Zeiten Bedeutendes, Bleibendes hinzubringen, es tut der Grund-Haltung Gottes keinen Abbruch; im Gegenteil: Gottes Größe ist, Beziehung zu uns zu wollen und zu halten. „Und niemals an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln“ heißt die tröstliche Kehrseite der uns bedingungslos zugewandten Seite Gottes in der Regel Benedikts (RB 4,74).

In Babel erscheint dieser zugewandte Gott verwirrend unbequem: Menschen, die hochgemut oder verbissen „mauern“ und an glanzvollen Denkmälern des eigenen Ruhms arbeiten, wird Gott zum „Stör-Faktor“ – er bringt durcheinander, was man sich mühsamst zurecht gelegt hat. Gott unterbricht. Er hält seine Hand in die Hamsterräder unserer Machenschaften, die so reibungslos laufen und so lebensfeindlich werden können. Nach den Sternen greifen und sich wie Herrgötter gebärden – und dann aus allen Wolken fallen. Gott mutet es zu; damit wir uns Zukunft und Hoffnung nicht verbauen. Die leidenschaftlich-energische Seite des „Ich-bin-da“ offenbart sich in Babel; wir reiben uns daran. Dabei ist der Kern dieser göttlichen Einmischung so entlastend: Ihr braucht euch keinen großen Namen zu machen! Ihr habt ihn doch längst – er ist garantiert und aufgehoben bei mir!

Gott ist mit uns – es braucht keine übermenschlichen Anstrengungen. Wir können gelassen, sogar heiter im Maß unserer Kräfte bleiben, wenn wir auch die Grenze zwischen Geschöpf und Schöpfer wahren, die Gott in Babel markiert hat. Auch dadurch, dass es dort nicht zum Gespräch zwischen Gott und Mensch kommt. So zugewandt er ist, Gott ist nicht unser „Kumpel“; er behält das Sagen. Und das Gesetz des Handelns.

„Ich bin bereit, das Evangelium Gottes treu und unermüdlich zu verkünden“³, versprechen die Bischöfe bei ihrer Weihe. Wer schaut, wie Du, Bischof Konrad, dies realisierst, ahnt etwas vom Ernst und vom Anspruch dieses Auftrags – Gottes Barmherzigkeit verkünden, und ihn doch unverfügbar groß sein lassen: kein Gottesdienst, zu dem Schrifttexte einfach so – eigenmächtig – ausgewählt werden, damit nur ja nicht nach eigenem Gusto gewichtet oder Unbequemem aus dem Weg gegangen wird; kein Gottesdienst, bei dem nicht die Mühe der Auslegung der gebotenen Schrifttexte angegangen wird; inkaufnehmen, dass etwas auch einmal unvermittelt und kantig gesagt wird, statt nach geschmeidigen Wendungen zu suchen; „allergisch“ bleiben gegen liturgische Geschwätzigkeit. Man mag da an Franz Werfels „Gebet um Sprache“ denken:

Gib mir nicht Macht über die Sprache,
gib mir der Sprache Macht über mich!
Ich mag nicht mit flinkem Fingerspiel
Silben fädeln wie geglättete Kugeln.
Lass mich an überraschender Biegung
Dir begegnen im Dornbusch des Wortes
im stotternd zerrissenen Strauch,
der mit der bläulichen Flamme
Deines Gleichnisses brennt!⁴

Oder mit den Worten des Psalms: „Nicht uns, o Herr, bring zu Ehren, nicht uns, sondern deinen Namen, in deiner Huld und Treue“ (Ps 115,1). So öffnen sich Glaubende dem Geist Gottes, seit seinem Dazwischengehen in Babel. Zwei Bischöfe unter uns weisen auf diese Ur-Haltung auch durch ihr unprätentiöses Auftreten, ihren persönlich bescheidenen Lebensstil und eine besondere Verbundenheit zu sozial Benachteiligten, heißen sie Ungeborene, Obdachlose, Familien in Nöten. Nicht uns bring zu Ehren! Wer das einübt, lernt die vielleicht schwerste Lektion von Babel: Echtes Miteinander, Beziehung und Kommunikation sind „in Gottes Namen“ Heraus-Forderung. Einheit und sich Verstehen lässt sich nicht machen im Volk Gottes; wer sie zementieren will, verwirrt, gefährdet Leben und Zukunft. Ein Bischof, der mit freiem Ja und doch im Gehorsam auf einen Ruf – den Ruf Gottes – Heimat, Vertrautes, auch ein Stück Sprach-Heimat aufgegeben hat, und das nicht nur einmal, der hat davon Ahnung. „Der Eigenart vieler dienen“ nennt Benedikt nüchtern-realistisch diesen Dienst des Abts an der Einheit der Brüder. Analog beschreibt der *Bischof* Viktor Josef diesen Dienst als „dornenvolle Aufgabe“⁵. Darunter geht es aber nicht! Einheitsparteien tragen so wenig wie Einheitsidyllen, in denen man sich so prächtig versteht, dass andere besser außen vor bleiben. Einheit im Volk des lebendigen „Ich-bin-da“, auch Seelsorge-Einheit, gibt es nur in der Vielfalt der Talente und Sprachen und im Vertrauen zum „Anderen“; im beweglichen Zusammenfinden, das offen ge-

nug bleibt, um wieder hinaus zu drängen zu anderen, zu denen an den Rändern, gleich welcher Art. Einheit, die aber nie die ihr gegebene Mitte vergisst! Welch ein spannender und zugleich respekt-gebietender Auftrag am Vorabend von Pfingsten. Doch Leben im Geist des lebendigen Gottes gibt es nicht „billiger“. Denn seinen Geist gab er nie massenweise, sondern immer persönlich – wie jede und jeder von uns bei der Firmung erlebt hat und wie die Bischöfe bei der Firm spendung geduldig üben: „Michael, Lisa – sei besiegelt durch die Gabe Gottes, den Heiligen Geist.“

Wenn Bischof Konrad in diesen Wochen uns immer wieder ans Herz legt, unsere pastoralen Raumplanungen mit Leben zu füllen, dann heißt das: Es geht nur mit der Offenheit, mit Vertrauen und dem guten Willen jedes Einzelnen. Es geht nur mit Neugier und der Bereitschaft zum Aufbruch und nicht ohne Reibung und manche Unübersichtlichkeit. Denn es geht nicht darum, unserer Raumplanung recht zu geben, sondern *dem* bei uns zum Recht zu verhelfen, dessen „Freude es ist, bei den Menschen zu sein“ (Spr 8,31). Der, der Wohnung genommen hat unter uns. Und nicht nur bei uns! Sondern bei allen, denen sein Evangelium gilt.

Papst Franziskus spricht unseren Jubilaren gewiss aus dem Herzen, wenn er am Ende von „Evangelii Gaudium“ sehr persönlich schreibt: „Wie wünschte ich die richtigen Worte zu finden, um zu einer Etappe der Evangelisierung zu ermutigen, die mehr Eifer, Freude, Großzügigkeit, Kühnheit aufweist, die ganz von Liebe erfüllt ist und von einem Leben, das ansteckend wirkt! Aber ich weiß, dass keine Motivation ausreichen wird, wenn in den Herzen nicht das Feuer des Heiligen Geistes brennt.“⁶

So schließe ich mit einem Wunsch, den der im Bistum Augsburg geborene und spätere Regensburger Bischof Johann Michael Sailer einmal zum Pfingstfest notiert hat:

„Ich habe heute am Pfingstfeste drei Wünsche für dich und für die Deinen, und also auch für mich:

Erstens: wünsche ich dir den heiligen Geist.

Zweitens: wünsche ich dir den heiligen Geist.

Drittens: wünsche ich dir den heiligen Geist.

Verzeih! Ich versprach dir drei Wünsche, und fand doch nur einen für dich. Ich denke, wenn Christus nichts Besseres geben konnte als seinen Geist, so kann der Christ dem Christen nichts Besseres wünschen als eben diesen Geist.“⁷

Amen.

¹ Johann Wolfgang von Goethe: Reineke Fuchs, Kap.2

² Hilde Domin: Gesammelte Gedichte, Frankfurt/M., 1987, S. 264

³ Zweite Frage im Treueversprechen des erwählten Bischofs im Weihegottesdienst

⁴ Franz Werfel, in: Geistliche Gedichte, hrsg. v. Hans-Rüdiger Schwab, Frankfurt/M., 1983, S. 262

⁵ Dammertz, Viktor Josef: Christus folgen, Augsburg, 1997, S. 417 (in Deutung von RB 2,31)

⁶ Papst Franziskus: Evangelii Gaudium Nr. 261

⁷ Johann Michael Sailer: Erinnerungen an und für Geistes- und Gemüthsverwandte, Eintrag v. 18. April 1807